

Mit den in diesem Kapitel vorgestellten Rassismustheorien lassen sich verschiedene Ansatzpunkte gewinnen, wie rassistische Verhältnisse im deutschen Kontext analysiert werden können. Diesbezüglich wurden die Einflüsse der Aufklärung und des Kolonialismus, aber auch die Bedeutung des Nationalsozialismus für den modernen Rassismus diskutiert. Die dargestellten Rassismuskonzepte und -theorien machen deutlich, wie Rassismus auf der gesellschaftlichen und auf der subjektiven Ebene beschrieben werden kann. Im zweiten Teil des Kapitels werde ich genauer auf einen Punkt eingehen, der in den bisherigen Ausführungen zwar angesprochen, aber noch nicht ausführlich diskutiert wurde. Es geht darum, wie die Konstruktion der sogenannten Anderen erfolgt und wie dieses Othering seine Wirkmächtigkeit erlangt. Bei dieser Auseinandersetzung wird auch ergründet, wie die interpersonale oder interaktive Ebene von Rassismus und Othering beschrieben werden kann.

3.2 Theorien zu Othering

Othering beschreibt pointiert ausgedrückt den Prozess, »wie die ›Fremden‹ zu ›Fremden‹ gemacht werden und dabei gleichzeitig ein ›Wir‹ konstruiert wird, welches anders als das fremde ›Nicht-Wir‹ beruhigend unambivalent, ohne grundlegende Spannungen erscheint und darin eine sichere Gemeinschaft symbolisiert« (Castro Varela, Mecheril 2010, 42). Obwohl Theorien zu Othering nicht nur in der Rassismus- oder Migrationsforschung Anwendung finden, kann konstatiert werden, dass vor allem in ihr gern auf diese Theorien zurückgegriffen wird (vgl. Siouti, Spies, Tuidar, von Unger, Yildiz 2022a, 7ff.). Bevor sich aber der Begriff des Otherings in der Rassismusforschung durchsetzen konnte, wurde der Prozess, wie Andere zu Anderen gemacht werden, oft unter Rückgriff auf Miles' Konzept der »Rassenkonstruktion« (Miles 2014 [1991], 100) beschrieben. Miles zeichnet historisch nach, wie sich die »Rassen-Idee« (Miles 2014 [1991], 99) im europäischen bzw. westlichen Diskurs seit dem 18. Jahrhundert durchsetzen konnte, was letzten Endes zur Konstituierung des modernen Rassismus geführt hat (vgl. ebd., 19–129). Diese rassistische Idee erlangt ihre Wirkmächtigkeit laut Miles durch den Prozess der »Rassenkonstruktion« (ebd., 100), den er folgendermaßen beschreibt:

»Rassenkonstruktion ist ein dialektischer Prozess der Konstruktion von Bedeutungen. Wenn man realen oder fiktiven biologischen Eigenschaften eine Bedeutung zuschreibt, um den anderen zu definieren, definiert man damit notwendigerweise mittels des gleichen Kriteriums das Selbst, die je eigene Identität. Als die Griechen und Römer und später die nordeuropäischen Entdecker und Kaufleute [Menschen aus Afrika; M. T.] als ›schwarz‹ bezeichneten, setzten sie sich implizit ans andere Ende eines allgemeinen Kontinuums oder einer Dichotomie, nämlich der der Hautfarbe. Das ›Schwarz-Sein‹ [der Menschen aus Afrika; M. T.] spiegelte das ›Weiß-Sein‹ des Europäers: diese miteinander verbundenen Gegensätze verweisen aufeinander in einer Totalität der Konstruktion von Bedeutungen. [...] Dergestalt waren das [europäische/westliche; Anm. M. T.] Selbst und der Andere gleichermaßen in einer gemeinsamen Welt von (europäischen) Bedeutungen eingeschlossen. Dadurch, dass er diese gemeinsame Bedeutungswelt teilt, kann der Andere den Gehalt des als ras-

sisch konstruierten Diskurses übernehmen, um seine eigene Identität, sein Selbst zu bezeichnen.« (Ebd., 101)

Miles zeigt hier, dass die Europäer*innen nicht nur die anderen konstruieren, sondern durch diese Konstruktion auch sich selbst. Indem die anderen das rassistische Herrschaftsverhältnis anerkennen,¹¹ können auch sie ihren Status als Andere annehmen. Miles' Konzept hat, wie oben bereits erwähnt, die heutige Rassismusforschung sehr stark beeinflusst. So schließt etwa der Begriff der Rassifizierung, der von Mark Terkessidis in den deutschsprachigen Diskurs eingeführt wurde, unmittelbar an es an (vgl. Terkessidis 2004, 98). Terkessidis versteht Rassifizierung als einen »Prozess [...], in dem einerseits eine Gruppe von Menschen mittels bestimmter Merkmale als natürliche Gruppe festgelegt und gleichzeitig die Natur dieser Gruppe im Verhältnis zur eigenen Gruppe formuliert wird« (ebd.).

Die Beschreibung des reziproken Prozesses, der von Miles als dialektisch bezeichnet wird, findet sich auch in der postkolonialen Forschung und dort insbesondere in den Ausführungen zu Othering wieder. Dort erfolgt die Beschreibung des Prozesses allerdings vor einem anderen Hintergrund: Es wird nicht mehr soziologisch nachgezeichnet, wie sich Rassismus historisch entwickelt hat, sondern es erfolgt eine fokussierte Auseinandersetzung damit, welches Wissen die westlichen Gesellschaften im Kolonialzeitalter über die kolonialisierten Gebiete und Menschen hatten und wie sich dieses Wissen in ihnen hat festschreiben können. Im Folgenden gehe ich auf zwei relevante Texte der postkolonialen Forschung ein und bespreche zudem den Kontext, in dem sie entstanden sind.

Othering im Kontext der postkolonialen Forschung

Othering wird heute meistens mit Edward W. Saids Klassiker *Orientalismus* (2010 [1978]) und Gayatri C. Spivaks Aufsatz *The Rani of Sirmur* (1985) in Verbindung gebracht (vgl. Riegel 2016a, 51; Velho 2016, 81). Mit beiden Werken, die der postkolonialen Forschung zugeordnet werden können, lässt sich hervorragend beschreiben, wie Othering erfolgt, dies auch dahingehend, dass in ihnen zwar kolonialrassistische Markierungspraxen beschrieben werden, jedoch darüber hinaus auch die Reziprozität des Otherings berücksichtigt wird. Denn Othering im Kontext der postkolonialen Forschung bedeutet nicht nur, dass Individuen von der Mehrheitsgesellschaft rassistisch markiert werden, sondern auch, dass sowohl die Kolonialiserten als auch die Kolonialist*innen ihren Status durch die Praxis des Otherings anerkennen.

Bevor nun Saids und Spivaks Theoretisierungen vorgestellt werden, möchte ich erwähnen, dass die Beschäftigung mit dem »Anderen« bereits vor der postkolonialen Forschung in den Geisteswissenschaften präsent war. So thematisiert auch Simone de Be-

11 Axel Honneth legte etwas später mit seiner Schrift *Kampf um Anerkennung* (Honneth 2021 [1992]) einen grundlegenden Beitrag zu der Frage vor, wie sich Subjekte gegenseitig anerkennen. Honneth arbeitet dabei unter Rückgriff auf Hegels Schriften zur Anerkennung systematisch heraus, wie Anerkennung theoretisiert werden kann und wie sie sich auf verschiedenen Ebenen zeigt. Honneths Theorie ist als allgemeine philosophische Anerkennungstheorie zu verstehen und weist somit keinen direkten Bezug zur Rassismusforschung auf.

auvoir in ihrem 1949 erschienenen Werk *Das andere Geschlecht* (de Beauvoir 2014 [1951]), wie sich Otherring im Kontext einer patriarchalen Gesellschaft vollzieht (vgl. Brons 2015, 69; Jensen 2011, 64). De Beauvoir geht davon aus, dass das weibliche Geschlecht nicht qua Natur bestimmt werden kann, sondern gesellschaftlich konstruiert wird. Ihr berühmter Satz »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es« (de Beauvoir 2014, 325) steht sinnbildlich für ihre Theorie der sozialen Konstruktion des weiblichen Geschlechts. De Beauvoirs Auffassung vom weiblichen Geschlecht wurde unter anderem stark von Hegels Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft beeinflusst (vgl. ausführlich und weiterführend Butler 2014 [1990], 31).

Eine weitere wichtige Theoriereferenz, die bei Auseinandersetzungen mit der Konstruktion der »Anderen« herangezogen wird, ist die psychoanalytische Theorie Jacques Lacans und hier hauptsächlich sein Konzept des Spiegelstadiums (Lacan 1975), das in den Geisteswissenschaften¹² breit rezipiert wurde (vgl. bspw. Kooroshy, Mecheril, Shure 2021, 19f.; Velho 2016, 81ff.). Lacan beschreibt mit dem Konzept, wie Subjekte sich zum ersten Mal selbst als eigenständige Personen erfahren, dabei aber gleichsam feststellen müssen, dass sie einen Mangel aufweisen und angesichts dessen auf andere angewiesen sind. Er zeichnet dabei konkret nach, welche Erfahrungen ein Kind macht, wenn es sich in seinem sechsten Lebensmonat zum ersten Mal im Spiegel erkennt. Dem Kind wird dadurch bewusst, wie seine Bewegungen aussehen und was es durch diese Bewegungen bewirken kann. So kann es auch Gegenstände oder andere Personen mit in dieses Bewegungsspiel aufnehmen (vgl. Lacan 1975, 63). Dabei nimmt das Kind allerdings auch wahr, dass es in seinem Bewegungsapparat noch derart eingeschränkt ist, dass es ständig auf seine Eltern (die Anderen) angewiesen ist:

»Die jubilatorische Aufnahme seines Spiegelbildes durch ein Wesen, das noch eingetaucht ist in motorische Ohnmacht und Abhängigkeit von Pflege, wie es der Säugling in diesem [...] Stadium ist, wird von nun an – wie uns scheint – in einer exemplarischen Situation die symbolische Matrix darstellen, an der das Ich (je) in einer ursprünglichen Form sich niederschlägt, bevor es sich objektiviert in der Dialektik der Identifikation mit dem andern und bevor ihm die Sprache im Allgemeinen die Funktion eines Subjektes wiedergibt.« (Lacan 1975, 64)

12 Insgesamt, so stellen Castro Varela und Dhawan fest, lässt sich bei sämtlichen postkolonialen Theoretiker*innen, die im momentanen westlichen akademischen Diskurs gelesen werden, ein enger Bezug zu französischen Theoretiker*innen der »high theory« beobachten. Neben Lacan sind es vor allem die Überlegungen von Foucault und Derrida, die aufgegriffen wurden. Aber auch postmarxistische Theorien wie die Hegemonietheorie von Gramsci oder Althusser's Ideologietheorie werden gern rezipiert (vgl. Castro Varela, Dhawan 2015, 12ff.; vgl. dazu auch Halls Auseinandersetzung zur Thematik in Hall 2016b [2004]). Die oben erwähnte Anerkennungstheorie Honneths kommt gänzlich ohne einen Bezug auf Lacan aus. Honneth bezieht sich in seiner Auseinandersetzung neben Hegel vor allem auf die sozialpsychologischen Schriften George Herbert Meads. Obwohl Mead dem amerikanischen Pragmatismus zugeordnet werden kann und daher wenig Verbindungslinien zur französischen (post)strukturalistischen Theoriebildung zu verzeichnen sind, ist auffällig, dass es zwischen seiner Konzeption, wie Subjekte intersubjektiv entstehen, und Lacans Vorstellung, wie Subjekte in Abhängigkeit von Anderen entstehen, durchaus Ähnlichkeiten gibt (vgl. Honneth 2021, 114ff.).

Diese Beschreibung bringt nicht nur zum Ausdruck, dass sich das Kind aufgrund seiner Einschränkungen als abhängig von den Eltern erkennt, sondern enthält auch Lacans einflussreiche Behauptung, dass das Spiegelstadium das Subjekt derart prägt, dass es für immer das Verhältnis zu seiner Umwelt bestimmt. Demnach ist ein Subjekt auch in seinem späteren Leben niemals vollständig autark, sondern lebt mit Spaltungen und Widersprüchen, die es von anderen abhängig macht.

Inwiefern dieses Konzept in einen Zusammenhang mit Othering gebracht werden kann, wird vor allem bei Spivaks Konzeption des Otherings ersichtlich. Bevor ich diese vorstelle, werde ich aber zunächst auf das Hauptwerk Saids eingehen, da dieses nicht nur als die grundlegende Theorie zu Othering betrachtet wird, sondern sogar als allgemeines »Gründungsdokument postkolonialer Theorie« (Castro Varela; Dhawan 2015, 96).

Saids *Orientalismus*

Saids Werk *Orientalismus* (2010 [1978]) kann als eine literaturwissenschaftliche Diskursanalyse über den westlichen Diskurs des Orients bezeichnet werden. Said untersucht in der Studie Texte von Kolonialisten¹³ Kolonialbeamten und wissenschaftliche Texte der sogenannten Orientalistik, die den sogenannten Orient, also vor allem die Gebiete in Vorderasien und Nordafrika, aus einer westlichen imperialistischen Perspektive behandeln. Said betont allerdings, dass sich die Bezeichnung »Orient« nicht notwendig auf die dominante europäische Erzählung über die eben genannten Gebiete beziehen muss, sondern sich auch auf andere Regionen wie bspw. den ostasiatischen Raum übertragen lässt (vgl. ebd., 9f.). Said geht bezüglich des Orientalismus von der folgenden diskurstheoretisch informierten These aus:

»Ich behaupte nämlich, dass man den Orientalismus als Diskurs auffassen muss, um wirklich nachvollziehen zu können, mit welcher enorm systematischen Disziplin es der europäischen Kultur in nachaufklärerischer Zeit gelang, den Orient gesellschaftlich, politisch, militärisch, ideologisch, wissenschaftlich und künstlerisch zu vereinnahmen – ja, sogar erst zu erschaffen.« (Said 2010 [1978], 11f.)

In diesem Zitat schließt Said unmittelbar an Foucaults Diskurstheorie an, in der beschrieben wird, dass Diskurse die Gegenstände, von denen sie sprechen, nicht bloß beherrschen, sondern sogar bilden (ebd.; siehe Klärungen zum Ideologie- und Diskursverständnis in Kapitel 3.1). Said geht nun aber einen Schritt weiter und stellt die Behauptung auf, dass der Orient nicht nur eine westliche Erzählung ist, sondern zudem »dazu beigetragen [hat], Europa (oder den Westen) als sein Gegenbild, seine Gegenidee, Gegenpersönlichkeit und Gegenerfahrung zu definieren. Dennoch ist nichts an diesem Orient bloß imaginär. Vielmehr gehört er als fester Bestandteil zur *tatsächlichen* Zivilisation und Kultur Europas [...]« (ebd., 10). Bereits hier wird die Reziprozität des Otherings ersichtlich. Denn der Orient ist nicht nur ein imaginäres Bild des Westens oder eine »Art westliche Projektion« (Castro Varela, Dhawan 2015, 96), sondern er trägt auch dazu bei, dass sich der Westen durch das Abheben vom Osten selbst erkennt und sich durch die scharfe Abgrenzung als zivilisiert erachten kann. Diese Abgrenzung geht dabei immer

13 Zur fehlenden Geschlechterreflexivität bei Said vgl. Castro Varela, Dhawan 2007, 40; s.u.

mit einer Abwertung des Orients einher. So schreibt Said, dass das »Hauptmerkmal der europäischen Kultur die Vorstellung einer allen anderen Völkern und Kulturen überlegenen europäischen Identität [ist]« (Said 2010 [1978], 16). Zusammenfassend begreift er den Orientalismus als einen »westliche[n] Stil, den Orient zu beherrschen, zu gestalten und zu unterdrücken« (ebd., 11). Demnach werden auch die Menschen, die dem Orient zugeschrieben werden, als »Andere« konstruiert und unterdrückt. Auffallend dabei ist, dass diese »Orientalen« (ebd., 17 u. ö.) von Said immer nur in der männlichen Form erwähnt werden, was Castro Varela und Dhawan kritisieren, die Saims Orientalismus entsprechend als einen »männlichen Diskurs« (Castro Varela, Dhawan 2007, 40) bezeichnen.

Trotz dieser androzentrischen Sichtweise gilt Saims Text heute nicht nur als wegweisend für die postkoloniale Theorie, sondern auch als wichtiger Text, um Othering theoretisch fassen zu können (vgl. Siouti, Spies, Tuiden, von Unger, Yildiz 2022a, 7ff.). So wird Saims Werk auch in der neueren Rassismusforschung herangezogen, um bspw. antimuslimischen Rassismus zu analysieren (vgl. Attia, Keskinilic 2016; Attia 2007). Der Umstand, dass sich die Subjekte beim Othering *gegenseitig* erkennen, klingt zwar in Saims Werk an, wird aber von Spivak in ihrem Text *The Rani of Sirmur* ausführlicher herausgearbeitet.

Spivaks *Rani of Sirmur*

In Spivaks 1985 erschienenen Text *The Rani of Sirmur* erfolgt eine noch kleinteiligere Beschreibung des Otherings, die einen besonderen Fokus auf die Reziprozität und die Prozesshaftigkeit legt. Erwähnenswert ist auch, dass dieser Text als Namensgeber für den Begriff Othering gilt (vgl. Jensen 2011, 64). Spivak untersucht den Schriftverkehr *weißer* britischer Kolonialbeamter, die im 19. Jahrhundert in Britisch-Indien stationiert waren und Briefe an andere Kolonialbeamte verfassten. Sie stellt dabei drei Beispiele heraus, anhand derer sie nachzeichnet, wie Othering auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen funktioniert. Diesbezüglich beschreibt sie eine subjektive bzw. interpersonale Beziehungsebene, eine diskursive und eine institutionell-administrative Ebene.¹⁴ Sie beginnt mit der interpersonalen Ebene.

Im ersten Beispiel, das sie einem Briefwechsel eines eher unbedeutenden Kolonialbeamten mit seinem Vorgesetzten entnimmt, reitet der rangniedere Captain Birch mit einer eingeborenen Person durch die Berge, was in Spivaks Ausführungen an eine romantische Novelle erinnert (vgl. Spivak 1985, 253). Spivak beschreibt nun, dass das gemeinsame Reiten der beiden als eine Form der Herrschaftsausübung des Kolonialisten zu verstehen ist. Sie bezeichnet diese als »worlding«¹⁵: »He is actually engaged in consol-

14 Auch Honneth beschreibt in seiner Anerkennungstheorie drei Ebenen. Dort werden die Ebenen »Primärbeziehungen (Liebe, Freundschaft)«, »Rechtsverhältnissen (Rechte)« und »Wertgemeinschaft (Solidarität)« im Kontext der »Struktur sozialer Anerkennungsverhältnisse« (Honneth 2021, 211; vgl. ebd., 148–211) herausgestellt.

15 Worlding kann im Kontext des kolonialistischen Otherings als eine imperialistische Macht- und Herrschaftsausübung bezeichnet werden, die die sogenannte *Dritte Welt* als solche konstruiert. Das Besondere daran ist, dass sie die Ausübung der Herrschaft verschleiern (vgl. Castro Varela, Dhawan 2015, 154). »Spivak zufolge hat die epistemische Gewalt des Imperialismus dazu geführt, dass die ›Dritte Welt‹ in ein Zeichen verwandelt worden ist, dessen Produktion dermaßen verne-

idating the self of Europe by obliging the native to cathect the space of the Other on his home ground. He is worlding their own world, which is far from mere uninscribed earth, anew, by obliging them to domesticate the alien as Master« (ebd.). Die Erzählung des unbedeutenden Kolonialbeamten zeigt Spivak zufolge, inwiefern Othering auf der subjektiven bzw. interpersonalen Ebene erfolgen kann. Indem Birch mit der kolonialisierten Person durch das Land reitet, demonstriert er ihr, dass sie und ihr Land von ihm und seiner Behörde kolonialisiert wurden. Da die Person nicht widerspricht, was dadurch symbolisiert wird, dass sie mit ihm romantisch umherreitet, erkennt sie die Herrschaft und folglich ihn als Herrschenden (Master) an. Im zweiten Beispiel geht Spivak auf die diskursive Ebene ein, indem sie den Briefverkehr zwischen einem Generalmajor (David Ochterlony) und dem Gouverneur (vermutlich von Delhi oder Kalkutta) heranzieht. Spivak beschreibt, inwiefern Ochterlony in seinen Briefen die Bergbevölkerung als unzivilisiert, brutal und vollkommen rückständig deklariert. Aus diesem Grund nimmt er sich das Recht heraus, diese Personen zu verpflichten, sich den *weißen* Kolonialherren unterzuordnen (vgl. ebd., 254f.). Dieses Beispiel gibt nun einen deutlicheren Einblick in die diskursive, aber auch in die hegemoniale Ebene des Otherings. Im Gegensatz zur Meinung des unbedeutenden Kolonialbeamten Captain Birch hat die des Generalmajors so viel Gewicht, dass er sie dem Gouverneur mitteilen kann. Dass diese Meinung weitreichende Konsequenzen haben könnte, ist also zu vermuten. Im dritten Beispiel beschreibt Spivak eine noch weitreichendere Korrespondenz zwischen der Leitung der Kolonialbehörde in Britisch-Ostindien und dem Geschäftssitz derselben im britischen Königreich. Der Brief beinhaltet die Anordnung, dass die Zusammenarbeit der britischen mit den indischen Streitkräften in gewissen Kontexten zu unterbinden sei. Da der Gouverneur sie ursprünglich teilweise erlaubt hatte, wurde er von der Kolonialbehörde in Großbritannien gerügt (vgl. ebd., 255). Mit diesem Beispiel wird nun deutlich, inwiefern eine Aussage so viel Gewicht bekommen kann, dass sie folgenschwere rechtliche Konsequenzen nach sich zieht.

Spivak zeigt mit ihren Ausführungen, wie sich koloniale Macht und Herrschaft qua Othering auf verschiedenen Ebenen bzw. »modes« (ebd., 257) durchsetzen können. Zusammenfassend schreibt sie: »If from Geoffrey Birch to David Ochterlony was a step up in class, from the Governor-General's Superintendent to the world [...] is a leap into the stratosphere« (ebd., 255). Alle Ebenen sind für Spivak beispielhafte Beschreibungen von Othering: »All three are engaged in producing an ›other‹ text – the ›true‹ history of the native Hill States« (ebd., 257).

Spivak ist es mit diesem Text gelungen, eine subjektive bzw. interpersonale, eine diskursive und eine institutionell-administrative Ebene des Otherings zu beschreiben und darzustellen, wie diese Ebenen miteinander in Verbindung stehen. Vor allem im ersten Beispiel dürfte deutlich geworden sein, dass Othering als reziproke Praxis verstanden werden muss. Sowohl der Kolonialist als auch die kolonialisierte Person erkennen ihre subjektive Position in ihrer Beziehung zueinander gegenseitig an. Letztlich kann aber mit allen drei Beispielen aufgezeigt werden, dass Othering ein reziprokes Verhältnis ist, da immer zwei Parteien eine Rolle spielen. Im folgenden Abschnitt setze ich mich damit

belt wurde, dass westliche Überlegenheit und Dominanz quasi naturalisiert und glaubhaft gemacht werden konnten« (ebd.; vgl. zum Begriff der epistemischen Gewalt Brunner 2020).

auseinander, inwiefern sich die hier skizzierten Theoretisierungen zum Othering auch für eine Analyse von Racial Profiling nutzen lassen.

Racial Profiling im Kontext von Othering

Wie nun schon mehrfach ausgeführt, stellt die rassistische Praxis des Racial Profings auch eine Form von Othering dar (vgl. Atali-Timmer, Fereidooni, Schroth 2022, 44). Im Mittelpunkt steht die Annahme, dass die rassifizierten anderen tendenziell krimineller sind als die Mitglieder der *weißen* Mehrheitsgesellschaft, die in diesem Zusammenhang als die Herrschenden (Masters) zu verstehen sind. Diese Annahme, die aufgrund ihrer spiegelbildlichen Funktion dem Otheringverständnis Saids entspricht, zeigt sich auch auf den drei von Spivak herausgearbeiteten Ebenen. In Bezug auf die institutionell-administrative Ebene muss betont werden, dass es in Ländern wie Deutschland heutzutage keine derartig rassistischen Verordnungen mehr gibt, wie sie noch in der Kolonialzeit anzutreffen waren. Dennoch gibt es durchaus Verordnungen, die – obschon sie nicht ganz so offensichtlich rassistisch sind – eine rassistische Praxis eher begünstigen, als dass sie sie verhindern würden. Im Kontext von Racial Profiling schreibt die Kampagne für Opfer rassistischer Polizeigewalt, in Deutschland gebe es »Rassismus-offene Gesetze (KOP 2014, 12), die die rassistische Praxis legitimierten (ebd.). Augenscheinlich wird dies bspw. bei der von der Bundespolizei praktizierten »Migrationskontrolle« (Cremer 2013; siehe Kapitel 2.1). In deren gesetzlicher Grundlage steht zwar nicht explizit, dass Menschen, denen die Polizei eine Migrationsgeschichte unterstellt, kontrolliert werden sollen, allerdings »suggeriert [das Gesetz], dass sich der Aufenthaltsstatus von Menschen auf der Grundlage von phänotypischen Merkmalen festmachen ließe. Vor diesem Hintergrund ergibt sich bereits aus der Norm selbst, aus ihrem Zweck, dass sie auf Diskriminierungen angelegt ist« (ebd., 27). Es zeigt sich also, dass es heutzutage auf der institutionell-administrativen Ebene weniger offensichtliche rassistische Verordnungen gibt, dafür aber durchaus Gesetzesgrundlagen, die möglichst neutral formuliert sind, unter deren Deckmantel allerdings rassistisch gehandelt werden kann.

Die diskursive Ebene, die beim Othering eine wichtige Rolle spielt, zeigt sich vor allem in der diskursiven Unterstellung, Menschen mit Migrationsgeschichte würden öfter als *weiße* Menschen zu Straftaten neigen (siehe Kapitel 2.1). In Kapitel 2.2 wurde dies als *rassistische Kriminalisierung* bezeichnet. Dieser Diskurs spiegelt sich sowohl in medialen Darstellungen als auch in politischen Äußerungen und Entscheidungen wider (vgl. zu letztem Punkt Herrnkind 2003, 254; vgl. dazu weiterführend Schöne 2022, 260f.). Allerdings – und dieser Punkt ist beim Racial Profiling sehr erheblich – kursieren auch bei bzw. in der Polizei solche rassistischen Diskurse (vgl. zum Überblick Wegner, Ellrich 2022). So kann mit einer kürzlich in Deutschland durchgeführten empirischen Studie gezeigt werden, »wie selbstverständlich rassistische Wissensbestände zur (vermeintlichen) Reduktion von Handlungsunsicherheit [in der Polizei] genutzt werden« (vgl. Gravenskaia, Menke, Rumpel 2022, 7). Diese Wissensbestände äußern sich in der Polizeipraxis vor allem in Klassifikationen, die sich mitunter auf rassistische Stereotype stützen. Diesbezüglich wurde in den im Rahmen der Studie durchgeführten Interviews auch über die Konstruktion des Westens gesprochen und ergründet, wie Polizist*innen diese aus ihrer Sicht darstellen (vgl. ebd.). Mit der Studie kann hervorragend aufgezeigt wer-

den, wie rassistisches Wissen in der Polizei reproduziert wird: »D.h. die über die Jahre gesammelten Erfahrungen werden an neue Kolleg*innen in Form von simplifizierenden und pauschalisierenden Klassifikationen weitergegeben« (ebd., 11). Ihre Befunde veranschaulichen aber ebenso, inwiefern dieses Wissen in und durch die Polizei produziert wird:

»Werden bestimmte Personen überdurchschnittlich oft kontrolliert, können auch mehr ›Treffer‹ (Herr Dreher, Z. 813 [Interviewteilnehmer der Studie; Anm. M. T.]) in dieser konstruierten Gruppe verzeichnet werden. So zeigt sich, dass Racial Profiling im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung erfolgt, denn es wird auf Basis einer *selbst erschaffenen Statistik* gehandelt. Die Statistik stellt insofern neues von der Polizei generiertes ›Wissen‹ dar, das weitere polizeiliche Handlungen beeinflusst und auch in den gesamtgesellschaftlichen Diskurs einfließt.« (Ebd.; Hervorhebung M. T.)

Als Beispiel, mit dem dieses reproduzierte und produzierte Wissen der Polizei verdeutlicht werden kann, lässt sich eine Aussage des Stuttgarter Polizeivizepräsidenten heranziehen, der in einem Interview über Racial Profiling spricht: »Da gibt es übrigens ein großes Missverständnis. Natürlich machen wir Profiling. Denn wenn der Drogenhandel am Rotenbühlplatz nicht in der Hand von südschwedischen Mitbürgern über 60 ist, sondern, mal gegriffen, in der Hand von arabischen und maghrebinischen Gruppen, macht es keinen Sinn, aus statistischen Gründen ein älteres Ehepaar auf dem Spaziergang zu kontrollieren« (Kontext 2020, o. S.). Dieses Zitat zeigt sehr anschaulich, wie das rassistische Wissen in der Praxis umgesetzt und mit einer vermeintlichen Statistik legitimiert wird. Prinzipiell zeigt das Zitat und der Rekurs auf die oben vorgestellte Studie aber auch, wie Othering auf einer diskursiven Ebene erfolgt. Obwohl bislang nur vereinzelt Studien vorliegen, die rassistische Haltungen und Einstellungen von Polizist*innen untersuchen (vgl. Graevskaia, Menke, Rumpel 2022, 4¹⁶; Gutschmidt, Czudnochowski 2022, 212), erscheinen immer öfter Erfahrungsberichte von Polizeiinsidern, aus denen ersichtlich wird, dass es in der Polizei durchaus besorgniserregende rassistische Wissensbestände gibt (vgl. exemplarisch von Dobrowolski, Ulrich 2021).

Die interpersonale Ebene des Otherings zeigt sich im Kontext von Racial Profiling dann, wenn es zu einer Interaktion zwischen Polizei und Betroffenen kommt und die Polizist*innen People of Color kontrollieren, festhalten, durchsuchen usw. Durch diese interpersonale Form des Otherings, die oftmals auch mit schwerer Gewalt einhergeht (siehe Kapitel 7.1), können die mehrheitsgesellschaftlich positionierten Polizist*innen demonstrieren, dass sie die *weiße* Hegemonie verkörpern und vertreten und sich von den anderen, denen unterstellt wird, sie seien kriminell, abheben. Die rassifizierten Anderen wiederum erkennen durch die Kriminalisierung der Polizei, dass sie die verdächtigen Anderen sind und damit nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehören (vgl. Basu 2016, 90f.; Keskinen et al. 2018, 78). Die interpersonale Ebene zieht aber im Kontext von Racial Profiling auch einen diskursiven Effekt nach sich, da durch das in der Öffentlichkeit stattfindende Othering für die Mehrheitsgesellschaft sichtbar wird, dass hier die *weiße*

16 Erwähnenswert ist diesbezüglich die Studie von Herman Blom, die sich mit Otheringerfahrungen von Polizeibeamt*innen of Color beschäftigt (vgl. Blom 2005).

Polizei nichtweiße Personen verdächtigt, was dazu führt, dass sich der Diskurs der *kriminellen Anderen* reproduzieren kann (vgl. Basu 2016, 90f.; Glover 2009, 122; Atali-Timmer, Fereidooni, Schroth 2022, 46).

Durch die Ausführungen in diesem Abschnitt kann verdeutlicht werden, inwiefern sich die rassistische Praxis des Racial Profiling im Kontext von Othering betrachten lässt. Das Mehrebenenmodell Spivaks kann diesbezüglich herangezogen werden, um zu untersuchen, wie sich Racial Profiling auf den jeweiligen Ebenen vollzieht.

Mittlerweile lässt sich auch in der deutschsprachigen Rassismus- und Migrationsforschung in Bezug auf Othering eine zunehmende Orientierung an Spivaks oder Saids Überlegungen feststellen (vgl. bspw. Castro-Varela, Mecheril 2010; Riegel 2016a; Velho 2016). Bevor allerdings in Deutschland von Othering gesprochen wurde, fanden andere Konzepte, mit denen beschrieben wurde, wie Andere zu Anderen gemacht werden, breiten Anklang in der Forschung. Aufgrund ihrer Relevanz für den deutschen Kontext werde ich diese vorstellen und im Zuge dessen auch diskutieren, inwiefern sie in eine Verbindung mit Konzepten des Otherings gebracht werden können.

Migrationsandere und natio-ethno-kulturelle Andere

Obwohl der Begriff Othering in der deutschen Rassismusforschung mittlerweile immer häufiger verwendet wird, war schon davor eine theoretische Beschäftigung mit der Entstehung der *Anderen* im Kontext von Rassismus zu verzeichnen. Diesbezüglich können die von Mecheril eingeführten Begriffe »Andere Deutsche« (Mecheril 1997, 177; vgl. auch Mecheril, Teo 1994), »Migrationsandere« (Mecheril 2010b, 17) und »natio-ethno-kulturelle Andere« (ebd., 16) erwähnt werden. Der Begriff *Andere Deutsche* entstand in einer Zeit, in der das Sprechen über Rassismus noch weitgehend tabuisiert war und stattdessen von sogenannter *Ausländerfeindlichkeit*, *Fremdenfeindlichkeit* usw. gesprochen wurde (vgl. Mecheril 2003, 10). Mecheril entwickelte gemeinsam mit Thomas Teo ein theoretisches Modell, mit dem erklärt werden kann, inwiefern sich in Deutschland lebende Personen aufgrund zugeschriebener Merkmale der Mehrheitsgesellschaft als Andere erfahren: »[D]er Ausdruck ›Andere Deutsche‹ [bezeichnet] Menschen, die wesentliche Teile ihrer Sozialisation in Deutschland absolviert haben und die Erfahrung gemacht haben und machen, [...] nicht dem fiktiven Idealtyp des oder der ›Standard-Deutschen‹ zu entsprechen, weil ihre Eltern oder nur ein Elternteil oder ihre Vorfahren als aus einem anderen Kulturkreis stammend betrachtet werden« (Mecheril 1997, 177). Später entwickelte Mecheril das Konzept weiter, wodurch der in der heutigen Migrations- und Rassismusforschung vielfach verwendete Begriff der »natio-ethno-kulturelle[n] (Mehrfach-)Zugehörigkeit« (Mecheril 2010b, 14) entstanden ist:

»Die wechselseitige Verwiesenheit der Kategorien ›Nation‹, ›Ethnizität‹ und ›Kultur‹ und ihre Verschwommenheit und Unklarheit sind zugleich auch Bedingung ihres politischen und sozialen Wirksamwerdens. Denn diese Unklarheit ist der Hintergrund, vor dem es möglich wird, Imaginationen, Unterstellungen und sehr grobe Zuschreibungen vorzunehmen, die dem Gebrauch solcher Bezeichnungen wie ›türkisch‹, ›italienisch‹, ›deutsch‹, ›arabisch‹ zugrunde liegen.« (Ebd.; vgl. ausführlich Mecheril 2003)

Umgangssprachliche Zuschreibungen von Zugehörigkeitsverhältnissen sind oftmals unscharf und schwammig, gleichzeitig werden sie miteinander vermengt, verwechselt oder auch falsch verwendet. Mecheril versucht diesem Umstand mit seinem Konzept der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit entgegenzuwirken. Im migrationsgesellschaftlichen Kontext als *Andere** bezeichnet zu werden, verweist also nicht mehr unmittelbar auf ein spezifisches Herkunftsland, sondern auf die eben beschriebene Komplexität der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit: »Wenn in Deutschland von »Migrant/in-nen«, »Ausländern« [usw.; M. T.] die Rede ist, dann – so die hier formulierte These – ist in der Regel nicht allein von *Kultur*, *Nation* oder *Ethnizität* die Rede, sondern in einer diffusen und mehrwerteigenen Weise von den auch begrifflich aufeinander verweisenden Ausdrücken [...]. Der Ausdruck natio-ethno-kulturell zeigt dies an« (Mecheril 2010b, 14). Obwohl Mecheril auch von »natio-ethno-kulturelle[n] Andere[n]« (ebd., 16) spricht, empfiehlt er, im Migrationskontext von »Migrationsanderen« (ebd., 17; vgl. auch Mecheril 2016a, 11) zu sprechen.

Wie oben bereits angesprochen, sind die Konzepte Mecherils nicht vor einem dezidiert postkolonialen Hintergrund entstanden, sondern im Rahmen von Mecherils Auseinandersetzung mit Rassismuserfahrungen (siehe Kapitel 3.1). Obwohl die Kolonialzeit bzw. der »Postkolonialismus« (Mecheril 2003, 69) miteinbezogen werden, gilt das Augenmerk Mecherils einer allgemeinen und systematischen Beschreibung von Rassismuserfahrungen in der Migrationsgesellschaft.

Christine Riegel merkt in Bezug auf Mecherils Konzepte kritisch an, dass »Bilder und Konstruktionen beispielsweise über Migrationsandere (Mecheril 2010b, 17) nicht nur mit Bezügen zu natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontexten und Differenzordnungen konstruiert, sondern auch gegendert und mit bestimmten Vorstellungen über Klasse und Körper verbunden [sind], ebenso die darin enthaltenen Vorstellungen von Normalität und Abweichung« (Riegel 2016a, 57). Diese Anmerkung erlaubt es, Othering einer intersektionalen Betrachtung zu unterziehen, was ich im Folgenden versuchen werde. Zuerst werde ich allerdings skizzieren, was grundsätzlich unter Intersektionalität verstanden wird.

Intersektionalität und Othering

Das Paradigma der Intersektionalität bietet insofern eine neue Perspektive für die Erforschung von gesellschaftlichen Verhältnissen wie bspw. Rassismus, als diese nun in der Wechselwirkung mit anderen Verhältnissen untersucht werden können. Angenommen wird, dass sich Diskriminierungsverhältnisse überschneiden und demnach nicht getrennt voneinander betrachtet werden können (vgl. etwa Walgenbach 2012). Für die jeweiligen Verhältnisse bedeutet dies, dass sie sich »in ihrer Wirkung gegenseitig beeinflussen und in diesem Zusammenwirken folgenreich sind« (Riegel 2016a, 41). Zurückführen lässt sich diese Forschungsperspektive auf die Schwarze Frauenbewegung in den USA. Diese hatte ab Anfang der 1970er Jahre an der bürgerlichen Frauenbewegung moniert, dass sie die Belange Schwarzer Frauen nicht thematisiere, diese gar komplett ignoriere. Bereits 1851 brachte Sojourner Truth mit ihrem viel zitierten Gedicht *Bin ich etwa keine Frau**? (Kelly 2019a, 9–18) zum Ausdruck, dass die Kategorie Frau mit Rassismus und Klassismus zusammenhängt. Diese Kritik wurde 1977 vom Combahee River Collec-

tive in dessen *Statement* (2019), das als paradigmatische Schrift dieser Bewegung aufgefasst werden kann, aufgegriffen: »Sowohl unsere Erfahrungen und Desillusionierung innerhalb dieser Bewegungen als auch unsere Erfahrungen an der Peripherie der *weißen* männlichen Linken führten uns zu einer politischen Haltung und Praxis, die im Gegensatz zu der *weißer* Frauen* antirassistisch und im Gegensatz zu der Schwarzer und *weißer* Männer antisexistisch war« (Combahee River Collective 2019, 51; Hervorhebungen und genderreflexive Schreibweise in Kelly 2019). Weitere paradigmatische Schriften aus dieser Zeit sind bspw. Angela Y. Davis' Texte *Reflections on the Black Woman's Role in the Community of Slaves* (Davis 2019 [1971]) und *Rassismus und Sexismus* (Davis 1982), Audre Lordes *Age, Race, Class and Sex: Woman Redefining Difference* (Lorde 2007 [1984]) und bell hooks' *ain't i a woman* (hooks 2015 [1981]).

Der Begriff der Intersektionalität wurde allerdings erst Ende der 1980er Jahre von Kimberlé W. Crenshaw in den wissenschaftlichen Diskurs eingeführt und konnte sich gegen andere Begriffe durchsetzen (vgl. Lutz, Vivar, Supik 2013, 13; vgl. auch Kelly 2019a). Die Rechtswissenschaftlerin Crenshaw verwendet ihn, um die Marginalisierungen aufzuzeigen, die aus der US-amerikanischen Antidiskriminierungspraxis hervorgehen. Demnach war es gängige Praxis, dass bei Rassismus nur den Anliegen Schwarzer Männer, beim Sexismus wiederum nur den Anliegen *weißer* Frauen Relevanz zugesprochen wurde:

»Indem man sich also auf die jeweils privilegiertesten Mitglieder einer Gruppe konzentriert, werden diejenigen, die in mehrerer Hinsicht benachteiligt sind, marginalisiert; Diskriminierungen, die sich nicht auf eine einzelne dieser Ursachen zurückführen lassen, werden verschleiert.« (Crenshaw 2013, 36)

Die Problematisierungen der Schwarzen Frauenbewegung, die in Crenshaws Konzept kulminieren, machen also nicht nur deutlich, dass Subjekte mehrfach diskriminiert sein und sich diese Diskriminierungen überschneiden können, sondern auch, dass es Subjektpositionen gibt, die in einem hegemonialen Kontext unsichtbar und unhörbar gemacht werden, was auch als »Silencing«¹⁷ bezeichnet wird (Küçükgöl 2019). Lutz, Herrera Vivar und Supik betonen den Einfluss, den Crenshaws Überlegungen auf das US-amerikanische, aber auch – allerdings erst Jahre später – auf das europäische Rechtssystem genommen hat. Ferner beschreiben sie den Einzug der Intersektionalität in deutschsprachige Wissenschaftsdiskurse und stellen fest, dass die Debatte um Intersektionalität Mitte der 2010er Jahre einen Höhepunkt erreicht hat (vgl. Lutz, Vivar, Supik 2013, 9–13).

In Bezug auf Theorien zu Othering, die im Kontext der Rassismus- bzw. der postkolonialen Forschung entstanden sind, bietet es sich nun an, auch den Prozess des Otherings intersektional zu betrachten (vgl. Riegel 2016a, 57ff.). Riegel geht davon aus, dass

17 bell hooks setzt sich in *Talking Back* (1989) damit auseinander, inwiefern ein widerständiges Sprechen gegen das Silencing mit Chancen, aber auch mit Risiken für die sprechende Person einhergeht. Spivak bspw. beschreibt in *Can the subaltern speak* das »historisch zum Verstummen gebrachte Subjekt der subalternen Frau« (Spivak 2014, 75).

die »Konstruktion von Anderen« (ebd., 59) erst durch das intersektionale Zusammenspiel verschiedener Unterdrückungsverhältnisse wirkmächtig wird. Anders formuliert: Otheringprozesse sind grundlegend überdeterminiert, wobei sich die Überdeterminierung hier in der Überlappung verschiedener Macht- und Herrschaftsverhältnisse zeigt. Riegel leitet daraus nun die Notwendigkeit ab, die Beschreibung von Otheringprozessen empirisch zu öffnen, wodurch sich theoretische Eingrenzungen, bspw. Othering allein auf Rassismus oder Sexismus zu beschränken, vermeiden lassen (vgl. ebd., 59). Um Othering intersektional betrachten zu können, hat sie ein Analysemodell erarbeitet, das sowohl gesellschaftliche, soziale und diskursive als auch subjektive Ebenen in den Blick nimmt: »Auf den einzelnen Ebenen werden Prozesse des Otherings wirksam, diese werden durch Diskurse und Praktiken hergestellt oder sind bereits institutionalisiert oder in den gesellschaftlichen Bedingungen verankert« (ebd., 65). Obwohl die Ebenen dieses Analysemodells an Spivaks Otheringmodell (interpersonale bzw. subjektive, diskursive und institutionell-administrative Ebene) erinnern, kann festgehalten werden, dass im Anschluss an Riegels Überlegungen davon ausgegangen werden muss, dass bereits die einzelnen Ebenen intersektional beschaffen sind. Auf jeder dieser Ebenen muss gefragt werden, welche Macht- und Herrschaftsverhältnisse sich in den jeweiligen Otheringprozessen zeigen und inwiefern sie Bedeutung bekommen.¹⁸ Darüber hinaus muss gefragt werden, warum manchen Verhältnissen eventuell weniger Bedeutung zugesprochen wird als anderen. Für eine angemessene Analyse von intersektionalen Otheringprozessen schlägt Riegel vor, mit heuristischen Fragen zu arbeiten (vgl. ebd., 141), auf die im methodologischen Teil dieser Arbeit noch zurückgekommen wird.

Mit den voranstehenden Ausführungen kann insgesamt gezeigt werden, dass eine starke Fokussierung auf ein relevantes Gesellschaftsverhältnis – in dieser Arbeit ist es Rassismus – Ausschlüsse produzieren kann, da andere Unterdrückungsverhältnisse, die intersektional mit diesem Verhältnis verwoben sind, tendenziell aus dem Blick geraten. Weiter oben wurde mit Verweis auf Halls Rassismustheorie verdeutlicht, dass gesellschaftliche Verhältnisse per se als überdeterminiert zu verstehen sind, was bedeutet, dass eine adäquate Analyse immer auch die Überschneidungen mit anderen Verhältnissen einbeziehen muss. Hall schreibt diesbezüglich: »Dazu wäre es notwendig, in jeder spezifischen sozialen Formation die Weise zu analysieren, in der Klasse, Rasse und Geschlecht miteinander artikuliert sind, damit besondere verdichtete Positionen entstehen« (Hall 2016a [2004], 61). Obwohl Hall noch nicht von Intersektionalität spricht, kann er durch seinen komplexitätsanerkennenden Stil als »Pionier« (Spies 2017, 82) der heutigen Intersektionalitätsforschung betrachtet werden. Mit den Ausführungen in diesem Unterkapitel kann zudem gezeigt werden, inwiefern sich Othering intersektional verstehen lässt. Die vorgestellten Konzepte, mit denen beschrieben wird, wie Andere zu Anderen gemacht werden, können nun in einer Perspektive betrachtet werden, die es erlaubt,

18 So fällt bspw. an Spivaks Text auf, dass alle beschriebenen Kolonialisten Männer sind. Die Milieunterschiede der Kolonialbeamten zeigen wieder, inwiefern die Bildungs- und Schichtzugehörigkeit in Otheringprozessen von Bedeutung ist usw. Des Weiteren fällt auf, dass die Person, die bei Captain Birch auf dem Pferd mitreitet und sich aufgrund des Ritts als Unterworfene erkennt, geschlechtslos dargestellt wird.

auch weitere Herrschafts- und Unterdrückungsverhältnisse in die Analyse einzubeziehen. Dies ist auch in Bezug auf Racial Profiling relevant, da ich in Kapitel 2.1 deutlich gemacht habe, dass diese Praxis ebenfalls in ihrer Intersektionalität zu untersuchen ist.

Resümee des dritten Kapitels

In diesem Kapitel habe ich mich damit auseinandergesetzt, dass Rassismus als ein diskursives und ideologisches Gesellschaftsverhältnis verstanden werden kann, das vor allem durch den Prozess des Otherings Wirkmächtigkeit bekommt. Personen sind nicht per se Andere, sie werden in rassistischen Kontexten zu Anderen gemacht. Dies geht damit einher, dass sie homogenisiert und ihnen kulturelle oder quasi natürliche Eigenschaften zugeschrieben werden. Dies zeigt sich bspw. bei der rassistischen Kriminalisierung, die im Kontext von Racial Profiling eine elementare Rolle spielt und die den Betroffenen ein kriminelles Wesen zuschreibt. Die rassifzierten Subjekte werden diesbezüglich qua Othering zu *kriminellen Anderen* gemacht, wodurch sich die *weiße* Mehrheitsgesellschaft selbst als nichtkriminell konstituieren kann. Der Otheringprozess steht in einem engen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Positionierung der rassifizierten Subjekte. Diese werden in rassistischen Gesellschaften untergeordnet positioniert, gleichzeitig aber eng in die hegemonialen Strukturen eingebunden. Obwohl diese Beschreibung von Rassismus universell zu sein scheint, muss Rassismus immer im jeweiligen gesellschaftlichen und historischen Kontext betrachtet werden, weshalb einige Autor*innen auch von Rassismen sprechen. Viele dieser heutigen Rassismen sind vor dem Hintergrund des Kolonialismus und der Aufklärung entstanden, da dort Theorien über vermeintliche menschliche *Rassen* entstanden, während zur gleichen Zeit ganze Kontinente und ihre Bewohner*innen kolonialisiert wurden. Für den deutschen Kontext ist neben der kolonialen Geschichte des Landes vor allem der Nationalsozialismus von Bedeutung. Obwohl auch im Nationalsozialismus Rassismus ein Thema war, wird die Nazizeit heutzutage aufgrund der Shoah häufig nur mit Antisemitismus in Verbindung gebracht. In dieser Arbeit werden Rassismus und Antisemitismus analytisch getrennt, da ihnen andere Diskurse und Ideologien zugrunde liegen und sie zudem unterschiedliche Funktionsweisen haben. Die Nachwirkungen des Nationalsozialismus haben es bis in die 1990er Jahre hinein nahezu verunmöglicht, in Deutschland über aktuellen Rassismus zu sprechen. Stattdessen wurde über *Ausländer-* oder *Fremdenfeindlichkeit* gesprochen. Seit einigen Jahren erscheinen aber theoretische Auseinandersetzungen, die sich explizit mit Rassismus beschäftigen. Neben postkolonialen Ansätzen, die heutigen Rassismus vor allem in seiner historischen Kontextualisierung analysieren, existieren auch Ansätze, die Rassismus über die Erfahrungen der Betroffenen zu rekonstruieren versuchen. Letzterer Ansatz ermöglicht es, Rassismus allgemein zu betrachten und dabei vor allem seine Konsequenzen nachzeichnen zu können. Ein weiterer wichtiger Aspekt dieses Kapitels ist die Einbeziehung des Intersektionalitätsparadigmas in die theoretische Auseinandersetzung mit Rassismus. Eine intersektionale Betrachtungsweise erlaubt es nämlich, Unterdrückungsverhältnisse wie Rassismus in Wechselwirkung mit anderen Verhältnissen zu betrachten. Demnach lassen sich auch Otheringprozesse und theoretische Beschreibungen wie bspw. *Menschen mit Rassismuserfahrungen*, *Rassifizierte* oder *Migrationsandere* intersektional erweitern.

Obwohl in diesem Kapitel die Rolle des Subjekts thematisiert wurde, fand keine grundlegende theoretische Auseinandersetzung mit der Frage statt, wie die Subjektwerdung bzw. Subjektivierung genau erfolgt und wie Subjekte bspw. im Kontext von Othering handeln bzw. Widerstand leisten können. Im folgenden Kapitel setze ich mich ausführlich mit Theoretisierungen zur Subjektivierung auseinander, um einen theoretischen Analyserahmen zu konstruieren, der das Subjekt und sein Verhältnis zur Gesellschaft in den Mittelpunkt stellt.

